

Das Hohelied der Hoffnung, etwas trocken!

20.10.94

Ganz eigentümlich, wie alt und sittsam, ergibt sich für mich meine eigene Voraussicht, daß ich niemals Erfolg haben werde, meine Hoffnungen spannen sich über das hinaus, was ich mit meinen Einsätzen erringen kann. Das Leben gibt sich verstehbarer. Nun aber suche ich nicht wie früher zu verstehen, sondern nach dem Ungeklärten, dem zu Klärenden für mich. Es reizt mich, und stimmt mich traurig, daß ich bis jetzt nicht den kleinsten mir zusagenden philosophischen Absatz gefunden habe, ich bin noch immer nicht bereit zu leben, diese Rückschläge machen mich blinder noch für Möglichkeiten und Verbindungen, ich falle auf mich zurück, und kauge an den Verständnisqualitäten, die sich bieten, und verzweifle, daß ich keinen Weg für mich akzeptieren kann.

Vielleicht erscheint mir meine Teilnahme an dem Seminar der Gastprofessorin auch deshalb so erstrebenswert, weil ich bei ihr sicher sein konnte nicht in zu bedeutsame Verbindungen zu geraten, die mich verpflichtet haben würden. Philosophie ist das einzig erträgliche Studium, und dennoch kann ich es nicht leben. Ich fühle mich so unwissend und so wertlos, wie ehemals, die Aufgaben, die ich erfüllen könnte verachte ich, und zu einem anderen Leben bin ich zu unwissend, zu unerfahren, mir eine Wissensposition zu erarbeiten, und dieselbe zu vertreten. Und dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, immer glaube ich, ich werde einmal den Erfahrungsnachteil wettmachen, ich werde, und dies bald arbeiten können, und mich behaupten. Ich will mich beschreiben, damit ich klar meine Nachteile erkenne und ihnen entgegenwirke.

Ich bin nicht eifrig genug, was meine Bekanntschaften mit Menschen betrifft, ich weiß die, die ich haben könnte, nicht zu nutzen, ich bin konkurrenzschüchtern, ich entscheide mich nicht, ich verabsäume es mir zu vergegenwärtigen welche Positionen denn eventuell in Frage kämen, und welche auf gar keinen Fall möglich sind, mir zu vergegenwärtigen, welche realen Möglichkeiten ich überhaupt habe, obwohl ich immer erneut versuche meine Situation abzuwägen, und nicht zufrieden werde, nicht tatsächliche einzusehen vermag, welche Wege ich mir bereits verschlossen habe, und welchen Träumen ich sinnloser Weise nachhänge.

Ich will Philosophin sein und züchtige deshalb meine Poetereien, die keine mehr sind, nur Knöchernheit und "Inhaltsangaben", ich geisle meinen Hang zur Philosophie, weil sie der Politik, meiner Einsicht, daß es notwendig sei Politik zu machen nicht fähig ist, oder mir zu minder dazu geneigt scheint. Dennoch bleibt die Philosophie die Notwendigkeit schlechthin, ohne sie wird Politik unmöglich. So will ich mich der analytischen Philosophie ergeben? Nicht ganz kann ich das tun, denn ich will schließlich doch meinen Neigungen nicht zu stark nachgeben, und will mich lehren vielfältiger zu sein, und mich nicht unnötig zu verengen, ich will mich meiner Knöchernheit nicht ergeben, und auch nicht der Weichheit von bloßer Poeterei!

So versuche ich zwischen meinen vagen Prämissen abzuwägen, und mich selbst zu lehren, nicht verzweifelt, sondern aufmerksam und reaktionsfähig zu sein. Dennoch muß ich erneut Literatur schreiben, ohne sie kann ich mich selbst nicht finden, nicht halten, weil ich die einzige mir von meiner Umgebung zugewiesene Legitimation damit verliere, und so den letzten Rest von Identität. Allein durch das Schreiben erhalte ich mein anrühiges Uralt, ich schreibe die Umstandssprache der Pedantinnen, wenn ich mich selbst überwachen muß, um nicht gänzlich schon zu alt zu sein, und reaktionäres Gedankengut unverantwortlich zu verbreiten.

Vor einiger Zeit war ich zu jung, ich klagte darüber, daß mir kein Instrumentarium zur Verfügung stehe, nun bin ich zu alt, meine Erklärungen haben höchsten historisch didaktischen Wert, aber tragen nicht zu einer Konstruktion der Welt bei, ich muß sogar darauf achten, daß meine resignativen Lamentos, und meine Hoffnungsahnungslosigkeiten nicht die Uralten sind, und überhand nehmen: Immer schon wußte ich nichts, und war ich verloren, ich rühre mich, und sträube mich gegen die Einschulung des Staates, doch ich werde nicht frei, immer noch bin ich damit beschäftigt mich von den Vorgaben zu lösen, wie psychoanalytisch!, wie unwissend, nun kenne ich Begriffe, und dennoch kann ich sie nicht wesentlich zu Neuem durch meine Erfahrungen verbinden, ich bin zu alt bevor ich begonnen habe!

Ich muß an mich halten, und darf meine Zweifel nicht unmittelbar mitteilen, muß mich stützen, und keine Rücksichtslosigkeit gegen meine Umwelt begehen, nur weil ich nicht aus und ein weiß, ich muß endlich erwachsen und Verantwortung übernehmen, und dies eher als andere!

Was meine ich denn so viel besser zu machen, wie grausam bin ich gegen andere, wie wenig arbeite ich, um andere zu stützen, und da will ich Philosophie leisten?

Was anders bedeutet Philosophie, als in höchstem Maß die Verantwortung zu übernehmen, für das Denken und Handeln der anderen, und wie sehr bedarf das einer Legitimation! Bin ich hier nicht dem Machtargument auf den Leim gegangen, bedeutet denn Philosophie, tatsächlich Verantwortung und Macht, ich dachte es immer, und anders wäre mir dies alles nicht sinnvoll erschienen! Und nun, kann ich dies akzeptieren, diese meine eigensüchtige Einstellung zu Männern, als Herrschern zu Frauen als Beherrschte? Darf ich philosophieren, um alle anderen zu entmündigen, um meine Souveränität zu sichern, indem ich zur Demokratie, zur Mündigkeit beitrage?

Sind denn tatsächlich die Philosophinnen mündig?

Wer ist es eher als sie?

Schon allein diese Erörterung macht zu viele Zugeständnisse! Worum es nun geht oder nicht, ich werde nicht akzeptieren, daß ich mich in ein Machtverhältnis zu anderen begeben, auch kein solches Liebesverhältnis, und möchte mich an mir aufrichten, werde mein Leben vertreten, wie armselig ich es immer wieder einsehen muß, wie gewissenhaft bin ich, weil ich phantasielos bin!

Für meinen Vater und meinen Bruder

14.10.94

Sie bereitet sich auf den Moment in seinem sozialen Leben vor, in welchem sich eine Möglichkeit bieten wird die sie umgebenden Auffassungen über ihre Person zu sprengen. Ihre Unzufriedenheit und Erwartungshaltung bleibt vorläufig das einzige Versprechen, das sie vor den anderen geheimzuhalten weiß, aber sich selbst gegenüber immer wieder erneut beteuert. Deshalb wehrt sie sich auch gegen einige ihr nicht in das Bild seiner Persönlichkeit passenden Eigenheiten, Leistungen oder Lebensbereicherungen. Ihre Bescheidenheit denkt sie sich stets als ein Sparsystem ihrer Entwicklungsmöglichkeiten, ihre geringen Wagnisse in Bezug auf die Erarbeitung von Bekanntschaften und Freundeseinheiten sollen sie freihalten für Wesentlicheres oder Größeres, denn sie widert die kleinliche Ebene seiner Bekanntschaften an, sie meint nicht daß eine Beziehung seine Kettungen sprengen könnte, immer noch spannt sie die Notwendigkeit der Leistung von gesellschaftlich Anerkanntem um das sogenannte Außergewöhnliche. Das Einzigartige, das Erneuernde gleitet ihr immer, unter dem Diktat ihres Lebenshorizontes unter das ihr Bekannte, sie ist verblendet von dem Vorhandenen, kann ihre Möglichkeit zur Veränderung ihres Lebens nicht ergreifen, und überhäuft sich so mit Vorwürfen, daß ihre kläglichen Versuche unter bereits vorhandene Alternativen einzureihen sind, wie ihr Vater es immer suggeriert.

Jeder Versuch sich aus den sie umgebenden Vorgegebenheiten zu befreien, scheint vor ihrer regelnden Erinnerung, ihrer Vorausschau unmöglich zu sein, die Hoffnung auf eine Entfernung von ihrer allzu großen Ernüchterung, ihrer hassend-faszinativen Befangenheit durch die Festlegung eines kleinen Ausschnittes an Annahmeversuchen und Akzeptanzmaßen, bestimmter sich als "Desillusionierungen" tarnender Fesselungen, scheint durch die stets erneute Einflußnahme ihrer in ihr regierenden Züchtigungen unmöglich.

Scheinbar, so auch der Vater, bestehen alle Möglichkeiten, und kann man die Tochter, den Sohn zu diesem und jenem beugen und kann sie dies nicht in beliebiger "objektiv" notwendiger Weise, so kann sie als Idiot ihren Weg machen. Dem Vater gilt es seinen Reflexionen und Transferierungen auf eine denkerische Ebene Geltung zu verschaffen, auch gegen die subjektivistisch verseuchten Kinder, gerade ihnen muß er die Objektivität einleuchtend machen ohne alle Ausnahmen und gefühlvollen Vereinnahmungen, denn unter den psychologisch wirksamen Faktoren bei dem Großziehen von Kindern, muß er sich zurückzunehmen, und wissen, daß das Einnehmen einer autoritativen Instanz nicht wieder gutzumachende Fehler nach sich zieht. Aber der kritisch distanzierte, freundschaftliche Ratschlag muß doch der neurotischen Verfangenheit in die Vater-Kind-Beziehung auszuweichen vermögen, gewiß ist sich der Vater bewußt, daß auch die äußerste Zurücknahme von Gefühlsäußerungen, um die Kinder nicht repressiv zu belasten, einen dem entgegenwirkenden Effekt hat, den des Anonymen, des Unberührbaren und nicht Faßbaren, des Gesetzgebers schlechthin, was als Angebot und Alternative gedacht war, wird zum

Absoluten

Die Kritik an der gesellschaftlichen Gleichläufigkeit und Herrschaftsbezogenheit, innerhalb eines für Eingeweihte verstehbaren Bereichs, zum Freiheitsschild gegenüber den anderen, wird zur absoluten Unterwerfung gegenüber dem Denken des Vaters, der die Relationen des Übergroßen zu mildern versteht, indem er sie in gewisse Zusammenhänge stellt und sie als bereits dagewesen nichtig zeihet. Die Nichtigkeit des Bedrohlichen vor dem Vater wird zu der des eigenen Selbst, das sich der Kritik ausgesetzt sieht zwischen den Fronten der verhassten anderen und der Größe des zunichtenden Vaters.

Der wütende Kritiker, der selbst die Werkstätten der Philosophen und Parteigänger besuchte, und sich zu distanzieren versuchte, um seine Erfahrung glaubhaft werden zu lassen, fürchtete die Erfahrungen seiner Kinder, und wehrte den Anfängen in "kritisch" legitimem Rahmen, erzwang sich die Anerkennung der ihm vertrauten Objektivität, und ihrer Rechtfertigung noch einmal von seinen Kindern, die dieser Kritik nichts als die Provokation ihrer bloßen bürgerlichen Existenz entgegenzusetzen hatten, welche eine Herausforderung für die Lern- und Liebesfähigkeit des Vaters darstellt.

Die gegenseitige Demütigung, welcher sich Kinder und Vater ausgesetzt sehen, unterschlägt aber die Eigentliche, die die Mutter trifft, die um die Anerkennung der Kinder und des Vaters kommt, weil sie nicht die gesellschaftlich zu erringenden Attribute auf sich zu vereinen weiß, die aus der Kritik herausfällt und deshalb die zu-Liebende verbleibt, die Frau, an welche der Vater nicht hinreicht und die er doch benützt. Traditional vereint sich auf die Frau die Liebe, bleibt sie am Vorabend der Emanzipation die Andere, deren zwanghafte Besetzung immer wieder zurückzuweisen bleibt.